

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Oktobertag
Autor: Schreiber, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



OKTOBERTAG

Von Max Schreiber

Illustration von Paul Bodmer

Eine Stunde über dem Dorfe liegt die Stalden.

Das ist die Heimat der Familie Rusterholz: ein Bauernhaus mit Stall und Scheune und ein paar Wiesen an einem Schattenhang. Die Sonne scheint spärlich auf diesen Flecken Land. Dafür aber haben die Winde von allen Seiten Zutritt und fegen früh im Herbst die letzten Blättlein von den spärlichen Bäumen. Sie fahren in das knorrige Geäst und schütteln die Zweige mit ihrer unbarmher-

zigen Gewalt, bis auch der letzte Sauerapfel, der noch irgendwo droben in der Baumkrone hängen blieb, sterbensmüde zur Erde fällt. Sie pfeifen um die Ecken des alten Berghäuschens und rütteln an den wackligen Fensterläden.

Seit man sich zu denken vermag, wohnen hier droben auf der Stalden die Rusterholz. Das Haus hat sich vererbt, von Geschlecht zu Geschlecht, immer wieder vom Vater auf den Sohn. Und alle hatten hier oben ihr Auskommen gefunden. Sie haben mit dieser magern Erde gekämpft. Sie haben gerungen um jedes Stücklein Scholle, um jedes Bündel Heu, um jedes Fuder Gras. Das Leben hat es ihnen nicht leicht gemacht.

Der laute Strom des Lebens, der drun-

ten im breiten Tale der March dahinzieht, brachte den ehemaligen Bauerndörfern eine neue Welt mit Fabriken und Industrien; die kleine Welt der Stalden aber liess er unberührt. Hier oben war alles noch wie zu Grossvaters und Urgrossvaters Zeiten. Drunten im Tale bearbeiteten die Bauern ihre Wiesen und Äcker schon längst mit Maschinen und Traktoren. Hier oben musste man noch selbst Hand anlegen. Man musste sich bücken, hundertmal an einem Tage. Man musste wacker zugreifen, um überall zum Rechten zu schauen, um sich und die Kinder durchzubringen. Aber man empfand auf der Stalden dieses Leben nicht als Last. Es war immer so gewesen. Der Grossvater hatte sich abgerackert auf dem Hofe, er hatte gewerkt und geschafft bis in seine alten Tage hinein, bis ihn ein kleines Trüpplein schweigsamer Männer und Frauen in einem schmucklosen Holzstarg ins Dorf hinunter zur letzten Ruhestätte trug. Und so wie der Grossvater auf seinem Hofe gestorben war, so hoffte auch sein Sohn Jakob Rusterholz auf der Stalden sein Leben in Arbeit und Frieden zu beschliessen und den Hof in die Hände seiner Kinder zu legen, so wie er ihn einst von seinem Vater übernehmen durfte.

Man wusste von nichts anderm auf der Stalden. Der Frühling war immer ein später Gast. Wenn drunten in der Ebene bereits die ersten Schlüsselblumen in dem jungen Grün der Wiesen standen, lag droben auf der Stalden noch der letzte Schnee auf den Matten. Und wenn drunten in der March schon längst kein Blütenbaum mehr zu sehen war, so stieg der Frühling vom Tale her in die rauhe Welt am Berghang und schenkte den wenigen Apfelbäumlein ein rosenrotes Blütenkleid.

Nur die Staldenbäuerin seufzte manchmal unter der Last der strengen Arbeit, wenn sie das Leben der Dorfbewohner mit ihrem harten Tagewerk verglich. Sie war drunten im Tiefland aufgewachsen und hatte nun hier oben in den rauhen Winden ihre zweite Heimat gefunden. Manchmal am Abend, wenn sich alles im

Hause zur Ruhe legte, dann blickte sie mit sehnsüchtigen Augen auf die breite March hinunter. Sie sah die vielen Lichtlein in der grossen Ebene und wünschte sich für einen Augenblick jene Zeit zurück, da sie als Kind dieser March ein Leben voller Träume, voller Wünsche und Hoffnungen vor sich ausgebreitet sah. Doch nie kam ein Wort der Enttäuschung oder der Unlust über ihre Lippen. Sie ist Bäuerin auf der Stalden geworden, und sie ist bereit, ihr Los ohne Klagen zu tragen. Im stillen aber ist sie froh, dass ihr das harte Leben nicht viel Zeit zum Nachdenken übrig lässt.

Das Leben auf der Stalden macht hart und verschlossen. Man steht abseits von der grossen Welt, man weiss nichts von ihren Stürmen und Sorgen. Man spürt nichts von der nervösen Hetzjagd der Gegenwart, nichts von der grossen wirtschaftlichen Bedrückung und Unsicherheit, die jeden Tag tausend Existenzen bedroht und Tausende von Menschen der Verzweiflung nahe bringt, weil sie nicht wissen, was ihnen der morgige Tag bringt.

Zweimal in der Woche stapft der Briefträger mit seiner Last über die schmalen Wiesenweglein, bringt Zeitungen und Neuigkeiten aus dem Dorf. Sonst aber liegt der Hof einsam und verlassen, als ob ihn die Welt vergessen hätte.

Wohl ist die Sorge auch im Staldenhaus kein unbekannter Gast. Sie hockt als unsichtbares Gespenst am Familientisch. Sie hat den Grossvater schon geplagt. Sie plagt heute den Vater. Und auch die Buben werden es nicht leicht haben, wenn sie einmal erwachsen sind. Der Staldenbauer ist eben kein Herrenbauer. Er hat fünf Stück Vieh im Stall, ein paar Schweine und ein paar Geissen. Die magern Wiesen, die auf hügeligem Hange rund um das Haus liegen, sind sein Eigentum. Ein paar Obstbäume stehen drauf, knorrig und verwachsen. Aber sie tragen keine reiche Frucht. Meist bringt ein später Frost den zarten Blüten einen kalten Tod, oder dann fährt der Hagel in die jungen Früchte.

Neben dem Hause liegt ein kleiner Garten. Ihm gibt die Staldenbäuerin ihre ganze Liebe. Sie pflegt ihn und behütet ihn, mit Sorgfalt und Geschick, denn sie weiss, dass er ihrer Küche bis in den frühen Winter hinein manchen Dienst zu erweisen hat.

So hat Jakob Rusterholz das Leben nie ohne Sorge gekannt. Er weiss, dass er auf Martini den Zins auf die Bank tragen muss. Das Bargeld ist ein seltenes Ding in seinem Hause. Man muss ihm Sorge tragen. Aber bis jetzt hat man sich auf der Stalden ehrlich und redlich durchgeschlagen. Man war nicht reich oder hablich; aber man wusste auch nichts von jener bitteren Not, die anderswo so schwer und drückend auf den Familien lastet und jeden Ausblick in die Zukunft mit finstern, schwarzen Wolken verhängt.

Man schleppte sich durch. Man suchte aus dem Gewerbe herauszuholen, was überhaupt herauszuholen war. Von den leuchtenden und lockenden Versuchungen des Lebens sah man nichts. Man war weder glücklich noch froh, man war auch nicht unzufrieden oder verbittert. Man nahm das Leben, wie es eben kam, ohne sich darüber grosse Gedanken zu machen.

Die Rusterholz sind ein schweigsames Geschlecht. Der ewige Kampf mit der Scholle, die enge Verbundenheit mit der Natur, das Gefühl der eigenen Ohnmacht gegenüber den Kräften der Schöpfung, gegen Hagel, Frost und Wassernot, macht den Menschen die Worte schwer. Man tut seine Pflicht. Man schafft und müht sich ab. Man gönnt sich keine Freude und kein Vergnügen. Man spart und legt jeden Batzen auf die Seite, weil man weiss, dass man ihn am Zinstag bitter nötig hat. So ist das Leben auf der Stalden.

Die Kinder müssen täglich ins Dorf hinunter zur Schule. Ein Stück Brot und ein paar gedörrte Äpfelschnitze ist alles, was ihnen die Mutter zum Mittagessen in den Schulsack steckt. Einzig Koni, der älteste Sohn, bleibt auf dem Hofe. Er arbeitet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, unverdrossen und

gutmütig. Hie und da wandern seine Gedanken allerdings in die weite Welt hinaus. Er möchte einmal etwas anderes sehen als immer nur das alte, schwarzgebrannte Haus auf der Stalden, die Scheune und den Stall. Und doch hat er eine gewisse Angst vor dem grossen Leben, wie er es nennt, das so laut und aufdringlich, und doch wieder so verlockend und aufreizend am Tale vorüberauscht.

Als die Kinder eines Abends aus der Schule kommen, sitzt der Vater finsterner als sonst in der Stube. Er hat den Kopf auf beide Hände gestützt und starrt vor sich hin. Vor ihm auf dem Tische liegt ein Briefpapier. Es ist eine Seltenheit, wenn der Postli einmal einen Brief auf die Stalden bringt. Und die Kinder sind sich nicht gewohnt, dass der Vater um diese Zeit bereits in der Stube sitzt. Es ist Frühling, und draussen gäbe es genug zu tun. Der Vater erwidert ihren Gruss nicht. Nachdenklich, mit zusammengepressten Lippen, blickt er vor sich hin auf das geheimnisvolle Papier. Dann schlägt er mit der Faust auf den Tisch und geht mit schweren Schritten in der niedern Stube auf und ab. Auch die Mutter gibt den Kindern keine Auskunft. Sie schickt sie in den Garten; das Unkraut muss gejätet werden.

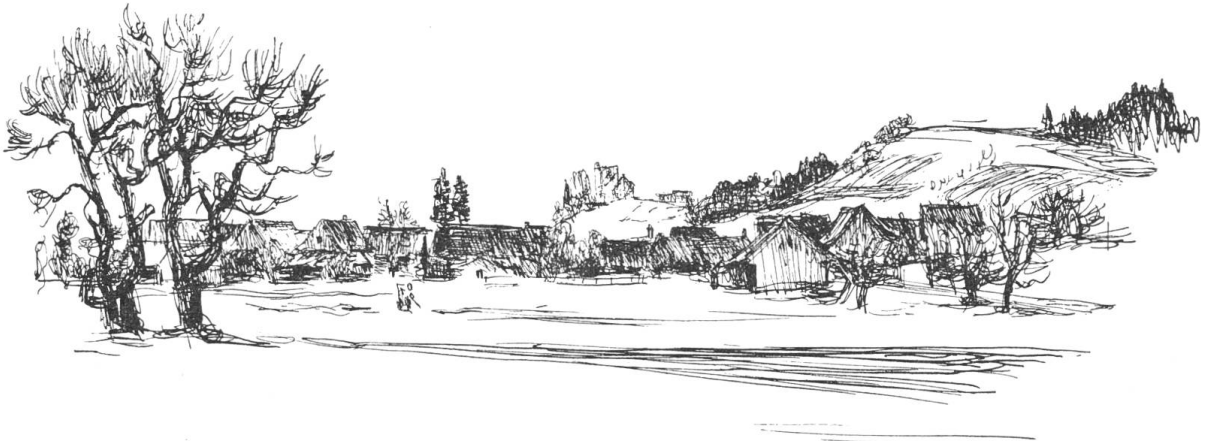
Beim Nachtessen ist es stiller als sonst. Man hört nur das Klappern der Teller und Löffel. Niemand sagt ein Wort. Der Vater lässt den vollen Suppenteller unberührt stehen.

«Magst du nicht essen?» fragt ihn die Mutter. Sie sagt es leise und schüchtern, und es klingt wie eine Bitte.

Rusterholz schüttelt den Kopf. Dann gibt er seinem Körper einen hastigen Ruck und erhebt sich.

«Ich muss noch ins Dorf», sagt er mit müder Stimme, «es kann vielleicht spät werden.»

Er nimmt den Rock und den Hut vom Nagel an der Wand und geht ohne Gutenachtgruss aus der Stube. Die Mutter hat ihm schweigend nachgesehen. Aber



F. Deringer

Guntalingen, Federzeichnung

sie sagt kein Wort. Mit vorgebeugtem Kopfe löffelt sie ihre Suppe zu Ende. Dann schickt sie die Kinder zu Bett. Drunten in der Stube bleibt sie noch lang wach. Sie kann keine Ruhe finden. Mit schwerem Herzen wartet sie auf die Rückkehr ihres Mannes, und als sie ihn endlich nach Mitternacht auf das Haus zu stapfen hört, mit seinem schweren, schleppenden Gang, und als sie unter der Türe sein müdes, zerfurchtes Gesicht erblickt, da weiss sie, dass sein Gang ins Dorf ohne Erfolg gewesen ist.

Der Staldenbauer braucht Geld.

Er hat einem Bauern drunten im Dorfe Bürgschaft geleistet, vor vielen Jahren, als man noch nichts wusste von Krise und Not. Es handle sich nur um eine formelle Unterschrift, hatte man ihm damals gesagt, um eine Gefälligkeit, die man einem alten Schulkameraden wohl erweisen könne. Damals war es um den Heiri Oggenfuss im Hasentobel noch gut bestellt. Er war ein hablicher Bauer, der sogar im Gemeinderat sass und bald darauf zum Friedensrichter gewählt wurde. Jetzt ist dieser Oggenfuss im Hasentobel unter die Räder geraten.

Heute steht der Staldenbauer vor der harten, bittern Tatsache, die er nicht fassen kann: Da wird in irgendeiner Kanzlei ein altes, vergilbtes Papier, das er schon bald vergessen hat, hervorgezogen. Auf diesem Papier steht seine Unter-

schrift, in knorrigen, ungelenten Buchstaben. Und diese Unterschrift, die er vor bald zwanzig Jahren einmal in sorgloser Stunde gezeichnet hat, zwingt ihn heute, den Betrag von zehntausend Franken auf den Tisch zu legen.

Zehntausend Franken sind für den Staldenbauer eine unfassbar grosse Summe. Das ist ein Vermögen: Diese grosse, gebieterische Eins mit den vier protzigen, herrischen Nullen!

Als ihm heute der Postli den eingeschriebenen Brief der Bank ins Haus brachte, konnte er nicht begreifen, dass ein einziger Brief mit ein paar kurzen, nüchternen Sätzen soviel Angst und Sorge enthalten kann.

Er kann es nicht verstehen, dass er nun mit einem Male soviel Geld bezahlen soll, weil ein anderer vom Unglück verfolgt worden ist; dass er, der Jakob Rusterholz, der nie in seinem Leben einem Menschen auch nur einen Franken schuldig geblieben ist, dass ausgerechnet er nun für die Schuld eines andern aufzukommen hat.

Er war drunten im Dorfe, beim Heiri Oggenfuss im Hasentobel. Er wollte Auskunft, Klarheit. Er musste wissen, ob wirklich alles verloren war.

Der kurze Besuch bei seinem alten Schulkameraden im Hasentobel hat ihm den letzten Hoffnungsschimmer geraubt.

« Es tut mir leid, Jakob . . . Aber was

kann ich dafür, dass mein Vetter um Hudel und Hab gekommen ist?... Ich bin für ihn gut gestanden... Aber ich finde kein Geld... Drum greift die Bank jetzt auf dich... Einer reisst den andern mit sich. Es geht uns allen gleich... Du bist unsere letzte Hoffnung... Das ist eben die Bürgschaft...»

Das war alles, was ihm Oggenfuss zu sagen wusste. Es klang nüchtern und kalt, wegweisend und ohne Teilnahme. Dann war der Staldenbauer noch bei einigen Männern im Dorfe. Er fand wohl offene Türen, aber verschlossene Herzen.

«Die Sache ist nicht so schlimm», sagte ihm einer, «wenn du kein Geld flüssig machen kannst, dann geh auf die Bank! Sie wird dir wohl eine Hypothek geben. Dann sind alle gerettet, du und der Oggenfuss im Hasentobel und auch sein Vetter drüben am Berg.»

In den nächsten Tagen ist Jakob Rusterholz immer unterwegs. Am frühen Morgen steigt er in die breite March hinunter, getrieben von fieberhafter Unruhe, von Angst und Sorge um sein Heim. Er sitzt in Vorzimmern und wartet. Er unterhandelt mit Banken und mit Geschäftshäusern. Er spricht mit seinen Freunden im Dorfe. Er sitzt beim Gemeindeammann.

Die Worte fallen ihm schwer. Er sieht eine erdrückende Mauer von Verordnungen und Paragraphen vor sich. Er wird hineingestürzt in eine fremde Welt von Gesetzen und Bestimmungen. Man gibt ihm Ratschläge. Man gibt ihm Worte des Mitleids und des Bedauerns. Aber man gibt ihm kein Geld.

Die Welt versinkt unter seinen Füßen. Er kann nicht sagen, wie elend ihm zumute ist.

Er sucht Geld für eine zweite Hypothek. Er sucht Bürgen. Er muss erfahren, dass ihn seine besten Freunde im Stiche lassen. Plötzlich steht er ganz allein auf der Welt.

Überall hört er das Gleiche: «Wir bedauern... Es tut uns leid... Aber es geht nicht... Die Zeiten sind schwer...

Das Geld ist rar... Die Krise!... Die Krise...!»

In seiner grössten Not geht er zu einem kleinen Advokaten und legt sein letztes Geld auf den Tisch, damit er ihm Hilfe bringe.

Jeden Abend stapft er müde und enttäuscht den Berg hinan auf die Stalden. Er hat ein schlechtes Gewissen, vor seiner Frau und vor seinen Kindern. Sollen es die Kinder büssen müssen, dass der Vater einst seine Unterschrift auf ein Stück Papier gesetzt hat, arglos und gutmütig, hilfsbereit, weil er einem alten Schulkameraden keine Bitte abschlagen konnte? Sollen die Kinder um das Glück ihres Lebens betrogen werden, sollen sie von Haus und Hof gehen müssen, weil ihm niemand helfen will? Er ist froh, dass er in diesen Tagen die Kinder nicht sehen muss. Wenn er spät in der Nacht heimkehrt, schlafen sie schon längst auf ihren Laubsäcken und ahnen nicht, dass vielleicht bald das Haus zusammenstürzt, in dem sie leben...

Es ist gut, dass die Frau nicht viele Worte macht. Sie sieht die Verzweiflung ihres Mannes. Sie will den Kummer nicht grösser machen. Sie schweigt. Jede Nacht wartet sie getreulich auf die Heimkehr des Mannes. Dann stellt sie ihm das aufgewärmte Essen auf den Tisch und setzt sich neben ihn. Er muss ihr nichts berichten von seinen vergeblichen Bemühungen, die Stalden zu retten. Es hat keinen Zweck, die Sorgen zu vergrössern, denkt sie, und ihm heute noch Vorwürfe zu machen. Dass allerdings das Schlimmste vor der Türe steht, dass sie um Haus und Hof kommen, wenn er kein Geld finden kann, das ahnt sie nicht. Das weiss nur Jakob Rusterholz allein. Er wehrt sich mit allen seinen Kräften um die Stalden. Es muss einen Weg geben, sagt er hundertmal im Tag. Es muss eine Hilfe kommen. Es darf nicht sein, dass die Kinder den Boden unter den Füßen und die Heimat verlieren...

Um seiner Kinder willen schleppt er sich durch alle Kanzleistuben hindurch. Wenn er drunten im Dorf an der Kirche

vorbeigeht, getraut er sich nicht, nach dem Friedhof zu blicken. Dort liegt sein Vater. Seit man sich erinnern kann, lebten auf der Stalden die Rusterholz. Ein Geschlecht nach dem andern. Er wird einmal Rechenschaft ablegen müssen. Er wird zur Verantwortung gezogen werden, warum die Rusterholz von nun an ohne Heimat sind . . .

Die Wochen gehen vorüber, und die Monate dazu. Aber der Jakob Rusterholz hat keine Hilfe gefunden. Seine alten Freunde gehen ihm aus dem Wege. Die Nachbarn halten die Türen verschlossen. Und die Banken verlangen Geld, gutes, bares Geld. Es hat ihm weh getan, und er hat sich damit abgefunden, dass man den Hof auf der Stalden einer zweiten Hypothek überhaupt nicht wert hält. Schon die erste sei übersetzt, sagt man ihm. Der Wert des Gutes sei in den letzten Jahren beträchtlich gesunken. Und man müsse sogar daran denken, die erste Hypothek zu kündigen, um sie entsprechend zu reduzieren.

Gewiss, der Hof hat unter der vielen Abwesenheit des Staldenbauern stark gelitten. Wohl hat sich Koni, der Sohn, nach Kräften abgemüht. Aber einer allein ist zu wenig für das Gewerbe. Einen Tagelöhner einzustellen oder gar ein Knechtlein, daran darf Rusterholz jetzt gar nicht denken. Man muss sich eben durchschleppen. Einmal wird ja doch alles zu Ende sein.

Der Staldenbauer geht müde und traurig umher, zusammengesunken und niedergeschlagen. Er sieht keinen Weg.

Und wenn die Staldenbäuerin nachts in die vielen glitzernden Lichter der March hinunterblickt, dann ist ihr, als sehe sie lauter Totenlichter . . .

Einmal kommen die Kinder aus dem Dorf, aufgeregt, weinend und klagend:

« Mutter! Sie sagen im Dorfe, dass wir weg müssen von der Stalden . . . Und sie haben uns gefragt, ob wir jetzt auch ins Dorf hinunterziehen . . . Und der Fritzli aus dem Armenhaus hat sogar gefragt, ob wir jetzt auch zu ihm kommen . . . Der Waisenvater sei ein Stren-

ger und Böser . . . Und dann haben sie uns ausgelacht, weil wir von all dem nichts wissen . . . ! »

Die Staldenbäuerin kann die Kinder nicht trösten. Sie sagt zuerst kein Wort. Sie nickt nur traurig mit dem Kopfe. Und als sie sich abwendet, sehen die Kinder, dass die Augen der Mutter feucht geworden sind. Jetzt wissen sie, dass es wahr ist, was man ihnen heute im Dorfe drunten nachgerufen hat. Aber sie wissen nicht, was es heisst, den Boden der Heimat zu verlieren.

Sie werden schweigsamer und stiller. In der Schule sitzen sie nachdenklich und gedrückt auf den Bänken. Ihre Gedanken sind anderswo. Sie wandern von der Schulstube weg, dem Berghang entlang zur Stalden hinauf. Nun begreifen sie, warum der Vater so oft im Tale gewesen ist, warum er nicht reden mag, und warum sie zu Hause nicht mehr mit ihm scherzen dürfen.

Dann kommt der grosse, schwere Tag, den keines mehr vergessen wird, das ihn erleben musste. Als schmerzende Wunde brennt er in den Herzen der Staldenkinder, die heute zum erstenmal erfahren müssen, dass die Welt unerbittlich und grausam ist.

Männer aus dem Dorfe kommen auf die Stalden, der Gemeindeammann, ein paar Gemeinderäte, Bauern aus der March und ein paar Viehhändler. In Gruppen umstehen sie das Haus, prüfen mit kritischen Blicken und derben Händen den Hausrat, der aus Küche, Stube und Kammern ins Freie geschafft worden ist und nun vor dem Hause neben dem Garten in armseligem Durcheinander vor diesen Männern ausgebreitet liegt. Alles, was entbehrlich war, wurde in aller Morgenfrühe von rohen Fäusten gepackt und aus dem Hause getragen: Kasten, Truhen, Tisch und Stühle. Sogar den alten Stubenwagen haben sie von der Winde geschleppt. Und die Laubsäcke aus der obern Kammer haben sie direkt aus dem Fenster geworfen. Immer noch tapfen die Männer mit schweren Schritten durch das Haus. Sie greifen nach allen Dingen,

die ihnen begehrllich und entbehrlich scheinen. Sie nehmen auch die alte Uhr von der Wand, die schon zu Grossvaters Zeiten die Stunde geschlagen hat. Alles tragen sie ins Freie zur Gant.

Der Staldenbauer hat die Kinder an diesem Tage früh am Morgen ins Dorf hinunter zur Schule geschickt. Sie sollen nicht dabei sein, wenn der Hausrat, das Vieh und die Fahrhabe unter den Hammer kommen. Aber die Kinder haben ihren eigenen Kopf.

Heute haben sie Wichtigeres zu tun, als das Einmaleins zu üben und die Schiefertafeln voll zu kritzeln. Jetzt spüren sie, dass es ernst gilt, dass man ihnen wirklich alles nehmen will, was zum Hause gehört. Und sie sollen nicht dabei sein dürfen, wenn Stück um Stück aus dem Hause getragen wird?

Auf einem Umweg haben sie sich an den Waldhang über der Stalden geschlichen. Hinter Baumstämmen und Buschwerk hervor schauen sie mit grossen, stummen Augen auf das väterliche Gut hinunter. Sie sehen, dass der Vater mit der Mutter auf der Bank hinter dem Hause sitzt, wie am Feierabend, wie an einem Sonntag. Jetzt wird es für die Eltern immer Feierabend sein. Aber warum lassen sie es geschehen, dass Tisch und Kasten, sogar Grossvaters Bett aus der obern Kammer, dass Gabeln und Rechen und Heuwagen von fremden Männern fortgeführt werden? Warum jagt die Mutter die Leute nicht weg, die ihr so frech den ganzen schönen, sorgsam gehüteten Garten zertreten?

Die Kinder hören nicht, was drunten beim Hause vor sich geht. Aber ihre Blicke verfolgen jede Einzelheit. Ihre Herzen schlagen schneller und wilder. Und als sie sehen, wie das Vieh aus dem Stalle geführt wird, wie man eine Kuh nach der andern ins Freie treibt, wie man sogar die Schweine aus dem Stalle jagt und die Geissen mit einem Stecken zusammentreibt, da fällt die Angst auf ihr junges Herz. Die Buben ballen die Hände zur Faust, und das Mädchen beginnt zu schluchzen. Mit einem verzweifelten Auf-

schrei rennen sie in wilden Sprüngen den Hang hinunter:

«Die Geissen nicht!... Die Geissen dürft ihr nicht nehmen! Die Geissen gehören uns... Die hat uns der Vater geschenkt!... Die Geissen dürfen nicht weg...!»

Ihre Tränen und ihre Bitten sind umsonst. Die trotzig empörte Buben hilft nichts. Die Geissen kommen auf die Gant, grad wie die Kühe, die Schweine und die Hühner. Die Kinder können nicht begreifen, dass man ihnen wegnehmen darf, was ihnen der Vater geschenkt hat. Und sie können nicht verstehen, dass sich der Vater nicht für sie wehrt und die Tiere zurückfordert. Denn er weiss doch, wie lieb ihnen diese Geissen sind. Aber er sagt kein Wort. Er zieht die Kinder von den Leuten weg hinters Haus. Da sehen sie die Mutter, zusammengesunken auf der Bank, den Kopf mit den Händen verhüllt. Sie weint.

Jetzt wissen die Kinder: «Mit diesen Geissen hat man uns alles genommen. So wie man die Tiere von der Stalden verjagt und den Berg hinter treibt, so wird man uns von der Heimat vertreiben...»

Am Abend ist das Haus trostlos und verlassen. Die Stube ist kahl und leer. Die Kinder getrauen sich kein lautes Wort. Fassungslos steht Koni im leeren Stall. Einen Melkstuhl und einen Milcheimer hat man ihm noch gelassen. Die Mutter sitzt noch immer auf der Bank hinterm Haus, traumverloren und versunken. Sie hat nicht gemerkt, dass der Tag zu Ende geht. Der Vater hockt auf der Ofenbank in der Stube und brütet vor sich hin. Er sagt kein Wort. Aber sein Gesicht ist unsagbar traurig und müde.

Was soll er tun? Heute haben sie den Hausrat und das Vieh geholt. Bald wird er den Hof für immer verlassen müssen. Soll er in die Fabrik gehen, wie die andern? Jetzt ist es zu spät. Die meisten Betriebe stehen still. Drunten in der March ist kein Geld mehr zu verdienen. Alles klagt über die Krise. Erst kürzlich ist wieder eine Fabrik mit hundert Arbeitern geschlossen worden. Hundert

Männer stehen auf der Strasse. Hundert Familien kümmern sich um das tägliche Brot. Jeder Tag bringt neue Sorgen.

Einige haben ihm geraten: «Geh hinab ins Unterland, in die Stadt! Du bist kräftig und stark. Für dich gibt's überall Arbeit! In der Stadt ist noch keiner verhungert. Dort kennt dich niemand. Du kannst ein neues Leben anfangen. Du wirst schon wieder hochkommen!»

Aber Rusterholz hat den Kopf geschüttelt. Was soll er in der Stadt? In den grauen, endlosen Strassen? In dem gewaltigen Häusermeer? Er wird in der Stadt immer ein Fremdling sein. Das ist kein Boden für den Jakob Rusterholz. Er braucht Wiesen und Äcker, den herben Geruch der Scholle. Er braucht Stallluft und Vieh. Er kann nicht leben ohne die Stalden.

Und die Familie? Was geschieht mit Frau und Kindern? Koni hat davon geträumt, einmal den Hof zu übernehmen. Er wäre ein guter Staldenbauer geworden, arbeitsam, fleissig und tüchtig. Ein echter Rusterholz. Jetzt ist alles vorbei.

In dieser Nacht hat Jakob Rusterholz kein Auge geschlossen. Er sitzt auf der Ofenbank, bis der junge Tag durch die Fensterscheiben schleicht. Dann geht er vor das Haus und blickt lange in das Tal der erwachenden March hinunter...

Einmal gibt es noch einen kleinen Lichtblick. Die Bank hat davon gesprochen, auf der Steigerung den Hof selber zu erwerben. Dann könnte Rusterholz als Pächter auf der Stalden bleiben. Das ist seine letzte Hoffnung, an die er sich mit ganzer Seele klammert.

Mit Bangen und Herzklopfen erwartet er den Tag, da drunten im Dorf über das Schicksal der Stalden, und damit über sein eigenes Schicksal, entschieden wird. Aber die Hoffnung zerrinnt. Auf der Gant wird das Gut einem andern Käufer zugeschlagen. Die Rusterholz haben keine Heimat mehr. Ein fremder Name wird auf der Stalden wohnen. Fremde Menschen werden in Zukunft dort ein- und ausgehen, wo seit hundert Jahren die Rusterholz zu Hause waren...

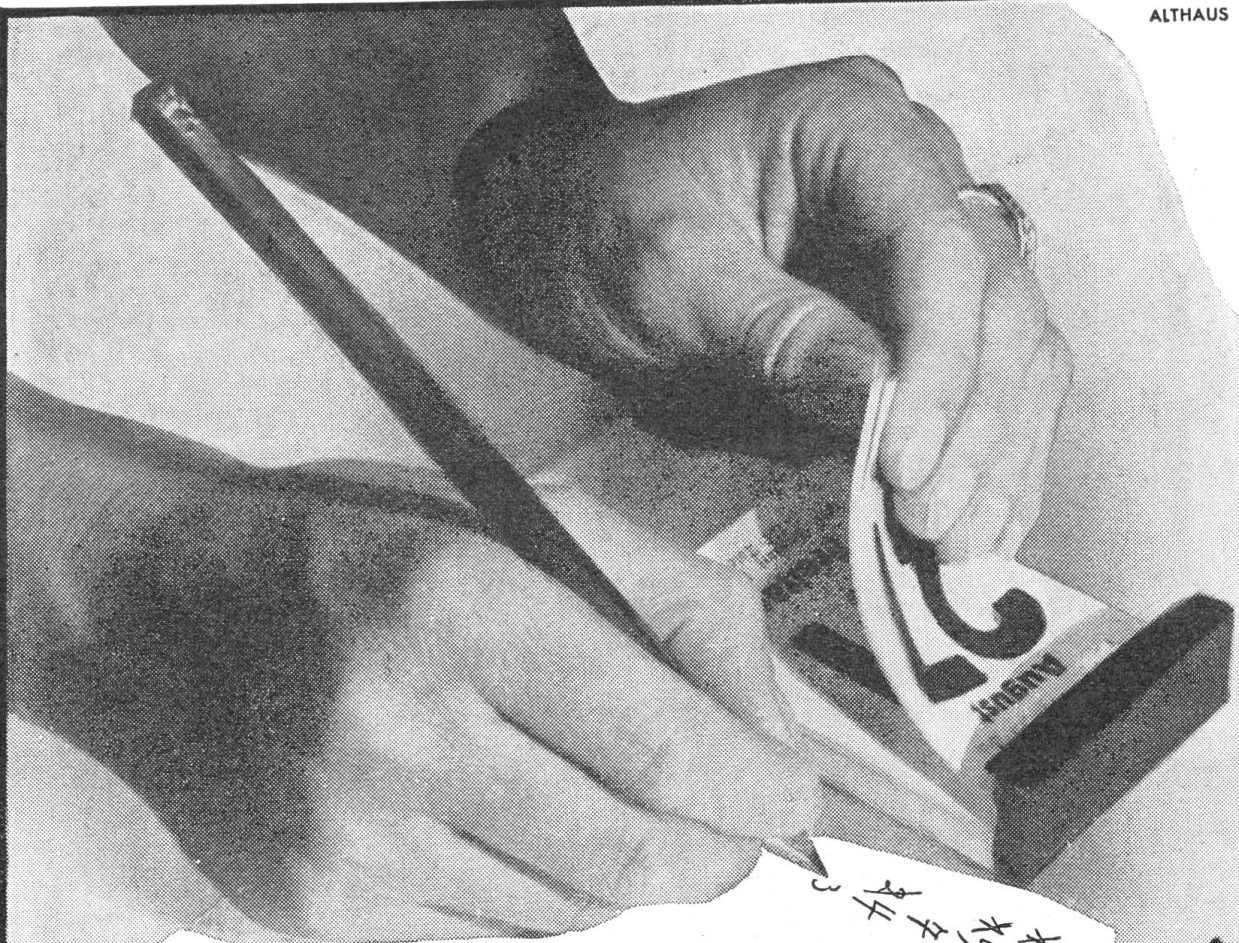
— — — — —
Ein hässlicher, nasskalter Oktobertag. Der Regen peitscht an die Fensterscheiben des Staldenhauses. Der Wind fährt in die magern Bäume und fegt die letzten dünnen Blättlein von den Zweigen. Drunten in der March drückt ein feuchter Nebel auf die Dörfer. Die Welt ist grau und ohne Glanz.

Mit einem Handwagen zieht Jakob Rusterholz ins Tal. Die wenigen Habseligkeiten, die ihm noch geblieben sind, haben an einem kleinen Ort Platz. Er weiss nicht, wohin der Weg führt. Morgen will der neue Besitzer auf Stalden Einzug halten. Da ist für die Familie Rusterholz kein Raum mehr im Hause. Soll er eine Stelle suchen als Knecht? Soll er als Tagelöhner sein Brot verdienen? Er möchte auswandern, weit weg, in eine fremde Welt. Aber dazu fehlen ihm die Mittel.

Seine Frau folgt ihm mit müden, schleppenden Schritten. Sie hat sich die Heimkehr ins Tiefland anders vorgestellt. Jetzt spürt sie, wie tief sie in der Stalden all die Jahre hindurch verwurzelt war und wie lieb ihr der Hof geworden. Nun wird alles anders sein, traurig, sterbensmüde und elend, wie dieser nasskalte, frostige Oktobertag.

Auch den Kindern ist es schwer zumute. Sie gehen langsam, unsicher ihre Strasse und schauen immer wieder zurück. Sie wissen nicht, was kommen wird. Ohne die Stalden, ohne das alte, schwarz gebrannte Haus mit den wackligen Fensterläden, ohne Stall und Scheune, hat das ganze Leben keinen Sinn. Und die Welt ist trostlos und leer, auch wenn am Wegrand noch so viele Herbstzeitlosen blühen.

Aber eines fühlen sie in ihren jungen Herzen, und sie werden es ihr Leben lang nie vergessen: Mit jedem Schritte, den sie heute gehen, entfernen sie sich immer weiter von dem Boden, der einmal ihre Heimat war. Sie können wandern, so weit sie wollen und so weit sie das Schicksal treibt: Das grosse Glück der Jugend wird für sie immer verloren sein...



Wie man dem Glück nachhilft

Nehmen Sie einen Kalenderblock, schlagen Sie 7 mal je ein einzelnes Blatt darin auf und notieren Sie sich die Endzahlen: 2, 6, 2, 7, 6, 2, 0. Diejenige der Endzahlen, die sich am meisten wiederholt, verlangen Sie ausdrücklich als Endzahl Ihres ARBA-Loses. Einer, der schon 2 mal in Lotterien gewann, wählte nach diesem Rezept, denn er ist überzeugt, dass das Resultat der 7-maligen Wahl ihm Glück bringt. 20000 Lose werden ja ganz bestimmt gewinnen. Warum soll nicht auch Ihres dabei sein?

Arba LOTTERIE FÜR ARBEITS-BESCHAFFUNG

BESTELLSCHEIN Hier abtrennen, ausfüllen, genaue Adresse einsetzen, in Couvert (20 Cts. frankiert) einsenden an:
ARBA-Lotterie-Bureau, Zürich, Bleicherweg 7

Senden Sie mir Prospekt über die ARBA-Lotterie.
 Ich bestelle hiermit folgende ARBA-Lose:

..... $\frac{1}{1}$ Los à Fr. 20.— 10er Serie à Fr. 200.— *
 $\frac{1}{2}$ Los à Fr. 10.— 10er Serie à Fr. 100.— *
 $\frac{1}{4}$ Los à Fr. 5.— 10er Serie à Fr. 50.— *

Der Totalbetrag von Fr. und Porto Fr. —.40 ist gegen Nachnahme zu erheben – wurde auf Postcheck VIII 24633 einbezahlt. * Je ein Treffer garantiert.

Wer 30 Cts. mitzahlt, erhält Ziehungsliste sofort nach Erscheinen.

Genauere Adresse:

.....

.....

.....

.....

LOTTERIEPLAN

1 Treffer à	500000	Fr. 500000.—
1 Treffer à	150000	Fr. 150000.—
1 Treffer à	100000	Fr. 100000.—
1 Treffer à	50000	Fr. 50000.—
1 Treffer à	20000	Fr. 20000.—
2 Treffer à	10000	Fr. 20000.—
3 Treffer à	5000	Fr. 15000.—
10 Treffer à	3000	Fr. 30000.—
20 Treffer à	2000	Fr. 40000.—
43 Treffer à	1000	Fr. 43000.—
100 Treffer à	500	Fr. 50000.—
500 Treffer à	200	Fr. 100000.—
1820 Treffer à	100	Fr. 182000.—
17500 Treffer à	40	Fr. 700000.—
20003 Treffer		Fr. 2000000.—